
Buchbesprechungen

Peter Bender: Weltmacht Amerika. Das neue Rom, Klett-Cotta, Stuttgart 2003, 295 S.

Der Vergleich, den *Bender* hier vorlegt, ist einerseits hochaktuell – nämlich in der analytischen Sicht auf die Stellung der derzeit letzten, verbleibenden Weltmacht, andererseits sehr konventionell – nämlich in der Vorstellung, die Entstehung des römischen Weltreichs im Kontext moderner Weltmächtsphantasien nutzbar machen zu können, ein Ansatz, der seit Gibbons großem Werk über den *Decline and Fall of the Roman Empire* nicht ganz unüblich ist. Das Buch ist anregend, flüssig geschrieben und vermeidet jegliche, den üblicherweise strengen Blick des althistorischen Fachkollegen irritierende Ungenauigkeit im Umgang mit den antiken Quellen.

Im chronologischen Durchgang werden der erste punische Krieg (264–241 v. Chr.) mit dem ersten Weltkrieg verglichen und als „Zwei Kriege wider Willen“ (S. 71 ff.) klassifiziert, der zweite punische Krieg (218–201 v. Chr.) mit dem zweiten Weltkrieg, das römische Ausgreifen nach Griechenland und Kleinasien im 2. Jh. mit der amerikanischen Einflußnahme in Westeuropa und Ostasien sowie der Phase des Kalten Krieges mit dem Ergebnis, daß dem geneigten Leser die Entstehung zweier sehr ähnlicher Weltmächte vor Augen steht.

Die Unterschiede beider ‚Reiche‘ werden unter der interessanten Über-

schrift „Parallelstraßen“ in einer Art mentalitätshistorischen Synopse dargestellt: die Amerikaner als Händler und Seefahrer, Zivilisten und religiös inspirierte Ideologen gegenüber den expansionistische Politikern der ewigen Landmacht Rom mit ihren gutausgebildeten Lebenszeit-Milizionären, die in reiner Machtpolitik ohne ideologischen Anspruch ein Weltreich eroberten. Diesem Abstand stellt er dann die ‚starke Ähnlichkeit‘ (S. 191 ff.) in Selbstgenügsamkeit, Eigenschaften und Eigenheiten wie Energie und Selbstbewußtsein, Moral und formaler Religiosität gegenüber, vor allem eine beiden gemeinsame Neigung zu vermeidbaren Kriegen. So folgt schließlich, unter dem Titel „Neurotische Riesen“, ein Vergleich der 146 v. Chr. erfolgten, vollständigen Zerstörung Karthagos und Korinths sowie derjenigen, nicht ganz in diesen Kontext passende, Numantias (133 v. Chr.) mit dem Krieg Amerikas in Afghanistan und im Irak.

In einem kurzen Ausblick stellt er dann abschließend die sich aus diesem Vergleich ergebende Frage, ob Amerika nun ein Empire oder zumindest ein gerade entstehendes Empire sei. Diese Frage verneint *Bender* und kommt dann über einen kleinen Umweg, der wenig mit dem vorangegangenen Vergleich zu tun hat, nämlich der aus der griechisch-römischen Tradition erwachsenen Vorstellung einer gemeinsamen Kultur (einer Art griechisch-römischer Symbiose, S. 263) zu folgendem Schluß: „Amerika würde zu

einem neuen Rom – nicht durch ein Rom-ähnliches Empire, das es nicht schaffen kann und wohl auch nicht will, sondern weil es die Zivilisation des Abendlandes schützt und gemeinsam mit Europa bewahren will.“ (S. 264)

Das Problem solcher Vergleiche ist weniger die große Zeitspanne, die zwischen den beschriebenen Entwicklungen liegt, als dasjenige des zugrunde liegenden tertium comparationis. Hierbei hat sich *Bender* für das Konzept der „Insel“ bzw. eines daraus abgeleiteten Bildes von ‚insularer Sicherheit‘, ‚insularer Selbstbeschränkung‘ und ‚insularer Machtentfaltung‘ entschieden. Das mag vom geographischen Äußeren her für beide vielleicht gerechtfertigt sein, aber es trifft für Rom ansonsten nicht zu. Ein Selbstverständnis dieser Art, das den von *Bender* immer wieder hier genannten isolationistischen Ursprüngen zugrunde liegen würde, ist für seine Analyse Amerikas wohl zutreffend, für eine antike Polis doch kaum vorstellbar, auch und gerade nicht für Rom, das von seinen Anfängen her in der gesamten republikanischen Zeit darauf ausgerichtet war, an die griechische Welt Anschluß zu finden, ja sich dort Gleiche unter Gleichen zu präsentieren. Das schlägt sich nieder in frühen Verträgen (u. a. auch mit Karthago 508/7 v. Chr.), in einer an den griechischen Mythos anknüpfende Gründungslegende (Abstammung von den Trojanern) und vor allem in der römischen Praxis griechischer Kulte seit archaischer Zeit.

Für den von *Bender* verfolgten komparativen Ansatz wäre vielleicht ein ganz anderes Charakteristikum Roms interessanter gewesen: Sehr typisch für Rom ist die Negation von

Niederlagen und, darauf aufbauend, die permanente Neukonstruktion der eigenen Geschichte ohne Niederlagen. Für die römische Geschichte in republikanischer Zeit mindestens ebenso wichtig wie die Überwindung Karthagos (im ersten punischen Krieg wie *Bender* ja richtig feststellt ohne einen wirklichen Sieg in einer oder mehreren Entscheidungsschlachten errungen zu haben) sind die großen Niederlagen gegen den Etruskerkönig Porsenna (508/7 v. Chr.), gegen die Gallier (390-387/6 v. Chr.) und gegen die Samniten bei Caudium (321/20 v. Chr.), wobei der Etruskerkönig und die Gallier auch die Stadt Rom für einige Zeit erobert hielten. In den Konfliktbewältigungsritualen, die man in Rom entwickelte, fehlen entscheidende Elemente: Auffällig ist, daß es in Rom weder eine rituelle Gefallenenbestattung gegeben, noch daß das Schicksal der Kriegsgefangenen in irgendeiner Weise rituell in die Gemeinschaft eingebunden gewesen wäre, oder daß es Kriegsrückkehrrituale gegeben hat. Dies verweist auf einen ungewöhnlich ideosynkratischen Umgang mit militärischen Niederlagen und stellt sicher einen wesentlichen Faktor in dieser Entwicklung zur Weltmacht der Antike dar.

Im Gegensatz zu den üblichen Sichtweisen hätte man dies soz. als Kontrapunkt an den Ausgang eines solchen Vergleiches stellen können: Nicht die Siege oder großartigen Eroberungen, sondern die Niederlagen waren konstitutiv für den Konstruktionsprozeß der römischen Eigengeschichte – läßt sich dies nicht viel eher als tertium comparationis eines Vergleichs zwischen Rom und Amerika verwenden, wenn man die Auswirkungen des 11. Septembers mit den daran

anschließenden Kriegen in Afghanistan und im Irak vor Augen hat?

Charlotte Schubert

Michael Mitterauer: Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderweges, C. H. Beck, München 2003, 352 S.

Die Frage nach den Ursachen für den so genannten europäischen „Sonderweg“ beschäftigt verschiedene Wissenschaftsdisziplinen bereits geraume Zeit. Seit Max Weber in der Einleitung zu seinen „Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie“ bereits 1920 von einer „okzidental Sonderentwicklung“ in dem Sinne sprach, daß es hier über eine „Verkettung von Umständen“ zu „Kulturerscheinungen“ kam, die von universeller Bedeutung und Gültigkeit werden sollten¹, wurde diese Frage in den Wissenschaften immer wieder aufgeworfen und unterschiedlich beantwortet. So etwa vom einflußreichen französischen Historiker Fernand Braudel² und vom Soziologen Immanuel Wallerstein³, indem sie auf die Herausbildung einer spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen europäischen „Weltwirtschaft“ verwiesen. Der Soziologe Michael Mann pocht in seiner historisch-soziologischen „Geschichte der Macht“ nachdrücklich darauf, daß die entsprechende Machtkonfiguration, die in den späteren Sonderweg münden sollte, bereits um das Jahr 1000 gegeben war – und zwar begrenzt auf das nordwestliche und zentrale Europa.⁴ Während die beiden ersteren eine ökonomistische Erklärung bevorzugen, betont letzterer die unintendierte

Überlappung von politisch, militärisch, ökonomisch und ideologisch verdichteten Machtnetzwerken; dabei komme keinem Priorität gegenüber dem anderen zu.

Der Wiener Mediävist und Sozialhistoriker, dessen bisheriges wissenschaftliches Œuvre der historischen Komparatistik verschrieben war,⁵ greift in seinem neuen Werk, das er (glücklicherweise) nicht als sein „abschließendes Lebenswerk“ (S. 15) betrachtet, die Thematik des Sonderweges aus neuen Blickwinkeln auf. Er kann dabei auf eine Reihe von eigenen Vorstudien aus den vergangenen Jahrzehnten zurückgreifen, die von der Suche nach „Erklärungen“ spezifischer Entwicklungen („Europa ‚erklären‘ und nicht ‚bauen‘“) geprägt sind. *Mitterauer* legt ein mutiges Buch vor – erstens, weil er sich auf eine weltumspannende Komparatistik einläßt, und zweitens, weil er, wie keiner vor ihm, zuerst einzelne Entwicklungsanstöße – dem Anstoß einer Billardpartie ähnlich – identifiziert und dann deren Wirkungen weiterverfolgt. Dabei zeigt er, wie die Folgewirkungen einzelner Anstöße sich in einer Art und Weise miteinander vernetzen und eine Dynamik entfalten, die den europäischen Sonderweg ausmachen sollten. Das Buch vermittelt durch das Verknüpfungspotential des Autors eine Reihe überraschender Einsichten. Dies ist auch darauf zurückzuführen, daß er weder eine unauffaltssame, irreversible und monokausale Entwicklungslinie konstruiert, noch dem Gedanken des Zufälligen von historischen Prozessen frönt. Sein primäres Erklärungsmodell ist Webers Ansatz der „Verkettung von Umständen“, dessen Potential er großartig zu nutzen weiß. Die Komparatistik dient ihm da-